



HEIDER GOTTSLEIDER

KLEINSTADTLIBEN UNTER DEM HAKENKREUZ:
EINE BIOGRAPHIE

Marie-Elisabeth Rehn

Inhalt

Vorwort von Prof. Dr. Uwe Danker

Vorwort der Verfasserin

Die Weimarer Jahre: Von Kleinbürgern und Chaoten

Eine Dithmarscher Familie

Die Kreisstadt Heide und allerlei Traditionen

Wöhrden und Grantz: Stationen der NSDAP

1933 – Der braune Terror wird zur Regel

Von »giftigen Hitlern« und Schalmeien

Der Weg der Stillschweigs nach Auschwitz

Der Pazifist Paul Riechert und seine Familie

»Die Ordnung wurde erstmal wirklich hergestellt ...«

Gegen »Miesmacher« und Parteibuchbeamte

Der Alltag und seine neuen Leitmotive

Die Hakenkreuzfahne auf dem Wasserturm

Vom Ein-Topf-Gericht zum »Adolf-Hitler-Koog«

Kultur und Soziales: Sonderbare Tummelplätze

»Flink wie Windhunde ...« – Aus dem Schulalltag

Die Pfefferminzhütchen oder: Neue Karrieren

Karl Herwig – Das Beispiel einer NS-Karriere

»Erster nationalsozialistischer Bürgermeister

Preußens«

»Im Dienst der engeren Heimat«

»Anständig und damit menschlich ...«
Ein Sohn erzählt - Impressionen

»Es lebe die Ehre!«

Ein Freimaurer stellt die Weichen
Die ausländischen Zwangsarbeiter
Das »Trojanische Pferd«

»Oranje boven« und die Schülermonatskarte
Ein Bundesgenosse mit Talar und EK I: Pastor
Manitius

Flucht und Verhaftung

Die Endstation heißt Bunde
Die Runde durch die Gefängnisse

Lagerzögling 933 in Moringen

Aus der Sicht der Eltern
Die Einweisung in das »Jugendschuttlager«
Das Grauen aus der Schreibtischperspektive
Alltag im Lager

Die »Heeresmuna« in Volpriehausen
»Heil Hitler, Kameraden« - KZler in der Wehrmacht

Im Schatten der »Vergangenheitsbewältigung«

Nach der Stunde Null
Das Dilemma: KZler und Soldat dazu
Vom Umgang mit den Opfern
Sprungbrett für Karriere und Klassenkampf
Wiedereinstieg in die Normalität?
Wie definiert man Gegner eines Unrechtssystems?
»Vergnügungsreisender« in warmen Ländern

Der Gutachterstreit nimmt kein Ende
Wieder im Mittelpunkt: Moringen

Anhang

Literaturnachweis

Schriftliche und mündliche Quellen

Archive (und ihre gebräuchlichen Abkürzungen)

Zum Geleit

Sechs Jahre ist er alt, als 1933 die Nationalsozialisten die Macht übernehmen, achtzehn, als er nach Jahren der Haft im Jugend-KZ und Tagen der Angehörigkeit zu Volkssturm befreit wird: Erwin Rehn aus Heide in Holstein. Seine Biographie bildet den Mittelpunkt und roten Faden dieses Buches, das noch viel mehr bietet.

Vorgestellt wird eine unangepaßte Kindheit und Jugend in der NS-Zeit. Faszinierend erscheint uns der Weg dieses Erwin Rehn: Mit offenen, neugierigen und sensiblen Augen erlebt er die ›Machtergreifung‹ der Nationalsozialisten in einer ihrer wirklichen Hochburgen, in Dithmarschen, wo schon 1928 jeder fünfte Hitler gewählt hatte, 1933 dann zwei Drittel der Wähler, sieht mit Kinderaugen den politischen und gesellschaftlichen Wandel in der Kleinstadt. Als der Zweite Weltkrieg entfesselt wird, ist er zwölf Jahre alt. Die nach Heide verschleppten Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter ziehen ihn magisch an. Er treibt sich bei ihnen rum, lernt mutige Akteure kennen, die illegale Flugschriften produzieren und transportieren, also Widerstand leisten. Als Fünfzehnjähriger macht er mit und riskiert viel. Auch sonst fällt er auf, hört Swing, geht in Kneipen, raucht. Der HJ-Streifendienst schnappt ihn, selbst Mitglied der obligatorischen Staatsjugend, mehrfach. Schließlich wird die Luft zu dünn, der Sechzehnjährige packt seinen Koffer und versucht zu fliehen. Man greift ihn an der holländischen Grenze auf, es folgen Monate der Haft und Gestapoverhöre, anschließend zwei Jahre im Jugendschutzlager Moringen, einer Institution, die treffend als Jugend-KZ zu bezeichnen ist. In den letzten Kriegstagen

wird er mit anderen Mithäftlingen zum Volkssturm eingezogen. Er überlebt. Der Achtzehnjährige kehrt nach Heide zurück. Er wird entnazifiziert als HJ-Mitglied, erhält die Kategorie IV. Mitläufer. Der Lagerkommandant von Moringen wird ebenso eingestuft, ein eigenartiger Hinweis auf die Nachkriegszeit. Erwin Rehn wird aber auch als NS-Verfolgter anerkannt und arbeitet selbst für einen Ausschuß der ›Wiedergutmachung‹. Am eigenen Fall und an bearbeiteten Beispielen muß er in der Folgezeit erleben, wie nachrangig, hürdenreich und knausrig die ›Wiedergutmachung‹ in der bundesrepublikanischen Gesellschaft gestaltet wird, wie erfolgreich man dagegen die NS-Chargen reintegriert und versorgt.

Das Buch ist mehr als eine Lebens- und Leidensgeschichte: Eingeflochten in die Biographie des Kindes und Jugendlichen bietet die Autorin tiefe Einblicke in das Kleinstadtleben während der NS-Zeit. Zahlreiche Exkurse machen das Werk zu dem, was es ist, ein hochinteressantes Lesebuch über die NS-Zeit am Beispiel der Kleinstadt Heide. Aufwendige Recherchen liefern die Grundlage für einbeschriebene Geschichten wie jene über den Weg der jüdischen Familie Stillschweig nach Auschwitz oder die Musterkarriere des NS-Bürgermeisters Karl Herwig. Vorgestellt werden Alltag und Widerstandsaktivitäten Zwangsverschleppter ebenso, wie der nationalsozialistische Alltag angepaßter oder begeisterter ›Volksgenossen‹. Insgesamt entwirft die Autorin ein außerordentlich spannendes (und oft peinliches) Panorama des Lebens in Heide in den 20er bis 50er Jahren.

Marie-Elisabeth Rehn ist die Tochter von Erwin Rehn. Ihr gelingt das Meisterstück, beides zu leisten: eine einfühlsame, ja liebevolle Biographie des Vaters und eine distanzierte, hinterfragende Arbeit über die Geschichte des Vaters und der Heimatstadt. Eine Publikation, die strengen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt und bei uns in Schleswig-Holstein seit ihrer Erstveröffentlichung 1992 eine

der wenigen, auf seriöser und sehr breiter Quellenbasis abgesicherten Pionierstudien zur lokalen Geschichte des Nationalsozialismus darstellt.

Es sei die Warnung ausgesprochen, daß die Autorin auch noch lebendig schreiben kann. Man liest sich also leicht fest in diesem Band. - Ich freue mich, daß der Labhard-Verlag Konstanz den Mut hat, eine Neuauflage zu wagen. Das Buch gehört vor allem in die Hände Jugendlicher, die den unangepaßten Erwin Rehn gern als Identifikationsangebot annehmen können. Im übrigen sei eine breite Leser- und Leserinnenschaft gewünscht.

Prof. Dr. Uwe Danker

Institut für schleswig-holsteinische Zeit- und
Regionalgeschichte Schleswig an der
Bildungswissenschaftlichen Hochschule/Universität
Flensburg

Vorwort der Verfasserin

»Heider gottsleider!« ist ein Spottruf, der in den Gemeinden Norderdithmarschens den Bewohnern der Kreisstadt Heide gilt und der vom derben, buchstäblich schlagfertigen Witz der Dithmarscher zeugt: Beschimpfungsformeln dieser Art bildeten in der »guten alten Zeit« stets den Auftakt zu Prügeleien, mit denen ländliche Tanzveranstaltungen regelmäßig endeten. In diesem Buch geht es nur zu oft um die Bereitschaft zur Gewalt, um die Ausgrenzung anderer Menschen und um Unduldsamkeit.

Der Ausruf »Heider gottsleider« ist im Zusammenhang mit der Lebensgeschichte des Heiders Erwin Rehn, von dem dieses Buch erzählt, als Stoßseufzer zu verstehen. Der 16jährige Schüler wurde 1943 von der Gestapo verhaftet und verbrachte mehr als zwei Jahre im Konzentrationslager. Die Erfahrungen der Haft habe das Leben Erwin Rehns bis heute geprägt.

Ein unauslöschliches Zeichen jener Zeit zeugt noch immer vom hilflosen Aufbegehren des Jugendlichen: Wenn es im Sommer warm ist und Erwin Rehn die Ärmel hochkrepelt, fällt auf seinem linken Arm eine Tätowierung auf: eine Krone über dem W. Entstanden ist die Tätowierung in einer Herbstnacht des Jahres 1943. Erwin Rehn hatte gerade in Erfahrung gebracht, daß seine Zeit als Häftling im sogenannten »Jugendschuttlager« Moringen nicht so schnell zuende sein würde. Trotzig wollte er jetzt seinen Peinigern zeigen, daß seine Gegnerschaft zum Nationalsozialismus nicht aus ihm herauszuprügeln sein würde. Ein österreichischer Mithäftling hatte sich bereit erklärt, die schmerzhafteste Prozedur heimlich vorzunehmen.

Der 16jährige Schüler hatte mit »Ausländern konspiriert«, wie ihm die Gestapo vorwarf. Und wirklich hatte sich der Junge während der Kriegsjahre in seiner Heimatstadt Heide mit holländischen Zwangsarbeitern angefreundet und war immer tiefer in ein Milieu geraten, das dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstand. Die Krone über dem W, das Zeichen der königstreuen Niederländer, gehörte zu den vielen heimlichen Symbolen des Widerstandes, von denen das bekannteste das Siegeszeichen der zwei hochgereckten Finger war. Das Emblem hatte den Jungen schon fasziniert, als er noch auf freiem Fuß war. Es ist in einem kleinen Taschenkalender zu finden, den der Schüler in den Monaten vor seiner Verhaftung benutzt hatte und der heute noch existiert.

Vordergründig ranken sich also rund um diese Tätowierung hilflos pompöse Gesten und Motive. Darum ist Erwin Rehn mit Recht stets wortkarg, wenn Neugierige ihn um eine rasche Erklärung bitten.

Schnell ist nicht zu erklären, wie der Junge zum von der Gestapo ernstgenommenen Gegner wurde. Wie wurde der Junge zu einer Ausnahme inmitten einer Schar durch die Nazi-Willkür eingeschüchterter Bürger, die unauffällig ihren täglichen Verrichtungen nachgingen? Wie äußerte sich der Naziterror in dieser Kleinstadt? Wurde er überhaupt als Terror empfunden? Hat der Sechzehnjährige etwa aus dem Chor der Jasager die leisen Stimmen der Kritik herausgehört und mit dem bedenkenlosen Mut des Jugendlichen laut artikuliert? Und weiter: Was kennzeichnete die Repräsentanten lokaler Macht und Würde? Ist anhand dieser Merkmale ein Unrechtsregime zu erkennen? Woher stammt der Mut, sich gegen ein solches Regime zur Wehr zu setzen?

Diese Fragen münden in die für Demokraten stets aktuelle Frage, ob ein mündiger Bürger immer auch ein dem Staat gegenüber loyaler Bürger sein muß. In der Hoffnung auf Antworten habe ich mich daran gemacht, das Leben Erwin

Rehns, der mein Vater ist, und den Alltag in der Stadt, in der er aufgewachsen ist, aufzuzeichnen.

Ich habe keine Patentrezepte gefunden für die Grauzone, in der irgendwo das Prinzip des zivilen Ungehorsams wichtig wird. Die Jugendjahre meines Vaters sind genau wie der Alltag in der Stadt Heide während des Dritten Reiches nur in der Aneinanderreihung von Ereignissen zu erzählen. Über Motive, seien sie nun persönlicher oder gesellschaftlicher Natur, über Schlüsselmomente, die bestimmte Entwicklungen einleiten, ist kaum etwas in Erfahrung zu bringen. Alle Deutungsversuche beruhen auf dürftigen Quellen.

Eine Geschichte der Stadt Heide während des Nationalsozialismus ist fast so schwer zu schreiben wie die Geschichte eines Indianerstammes im südamerikanischen Urwald. Schriftlich Fixiertes ist aus jener Zeit kaum zu finden, zumindest was wirksame lokalpolitische Entscheidungen betrifft. Und was nicht beim Herannahen des Feindes gegen Kriegsende vernichtet wurde, lagert heute in Archiven, in denen Datenschutzbestimmungen zum Schutz der einstigen Entscheidungsträger ausgelegt werden. Die erhaltenen Akten, die eingesehen werden durften, und die Zeitungen jener Jahre lassen nur eine Beschreibung des Heider Kleinstadtalltags im Dritten Reich zu, die kaum irgendwo in die Tiefe geht. Möglich ist nur die Aneinanderreihung von Schlagzeilen und Ereignissen in ihrer zeitlichen Abfolge.

In den Lebenserinnerungen von Zeitzeugen haben nachdenkliche Auseinandersetzungen mit der eigenen Haltung zum Dritten Reich kaum einen Platz. Die Rückblicke auf den Alltag sind von ganz anderen Erzählmotiven geprägt. Schwere Arbeit, Hunger und der Tod naher Verwandter an der Front: Die Nöte der letzten Kriegsjahre sind sofort präsent, werden aber selten kritisch als Folge der Politik Hitlers dargestellt. Selbst politisch engagierte Zeitgenossen, ganz gleich ob sie dem linken oder dem

rechten Parteienspektrum angehörten, können sich heute nicht mehr an die Thesen erinnern, für die sie damals Kopf und Kragen riskierten.

Der braune Alltag als Summe rechtschaffener Bemühungen um ein geregeltes Leben in einer schweren Zeit, so wenigstens möchten es die meisten, die jene Jahre miterlebt haben, dargestellt wissen. Zum Teil stimmt dieses Bild sogar, wenn man – in Abwandlung der Redewendung – nicht sehen will, was man nicht sehen darf.

Dithmarschen ist während der Nazizeit nie Schauplatz spektakulärer Greuelthaten geworden. Es gab im Landkreis kein Konzentrationslager. Aber Opfer und Täter gab es, das kann keiner leugnen. Die Opfer landeten stets jenseits der Kreisgrenzen hinter Gittern und Stacheldraht, viele sogar jenseits der Grenzen der nördlichen Provinz. Auch die Täter machten auswärts Karriere. Der Wesselburener Max Pauly wurde Kommandant des Konzentrationslagers Neuengamme. Für Schlagzeilen sorgte nach dem Krieg auch Johann Frahm aus Kleve im sogenannten Curiohaus-Prozeß Hamburg, weil er an der an Grausamkeit kaum zu überbietenden Ermordung von 20 jüdischen Kindern beteiligt war. Fast jeder, der unter den alteingessenen Dithmarschern den Namen Frahm trägt, ist mehr oder weniger eng mit diesem Mann verwandt.

Der Massenmord an den Juden Europas war in Heide nie ein Thema. Jahrzehntelang war man in Heide sicher, daß die Familie des Juden Stillschweig, der ein bekannter und beliebter Bürger der Stadt war, nicht den Gang in die Gaskammern antreten mußte. Man mutmaßte, daß die Kinder Dagobert, Frieda, Martha und Gertrude nach Amerika entkommen konnten. Wenn das heute bekundete Interesse an der Familie wirklich groß gewesen wäre, dann hätte man den Kontakt zu einer der Töchter leicht aufrechterhalten können. Gertrude Stillschweig lebte bis zu ihrer Deportation nach Theresienstadt jahrelang in Hamburg. Die Endstation für sie und ihre Geschwister war Auschwitz.

Hunderte ausländischer Zwangsarbeiter prägten während der Kriegsjahre das Bild der Stadt. An sie erinnert heute keine einzige Firmenchronik, obwohl mancher Betrieb ohne die Russen, Polen oder Franzosen seine Produktion hätte einstellen müssen. Von den Leiden der sowjetischen Kriegsgefangenen weiß kaum ein Heider zu berichten, obwohl die meisten ihrer Toten stets quer durch die Stadt zu einem Massengrab gekarrt wurden. Und der Bauer, der 1941 seinen polnischen Knecht anzeigte, weil er eine Beziehung zu seiner Nichte begonnen hatte, hat seinen Enkeln nie davon erzählt, daß der junge Pole aufgrund seiner Anzeige gehängt wurde.

Dithmarschen war eine jener Hochburgen, in denen die Nationalsozialisten schon früh große Erfolge verbuchen konnten. Wohl nicht zuletzt deshalb, weil man im agrarisch geprägten Landkreis, in dem auch die Städter stolz auf die Tradition der einstigen freien Bauernrepublik Dithmarschen zurückblickten, den Problemen, die in Begleitung der zunehmenden Industrialisierung auftauchten wie Arbeitslosigkeit und Wirtschaftskrisen, hilflos gegenüberstand. Die Rückbesinnung auf die Werte einer bäuerlichen Gesellschaft in Verbindung mit der unausgegorenen Bewunderung für die Errungenschaften der modernen Technik, wie sie der nationalsozialistischen Weltanschauung zu eigen war, muß den Menschen in dieser Region auf den Leib geschneidert gewesen sein.

Der allenthalben zur Schau gestellte Militarismus, die Uniformen, die Aufmärsche und Paraden, selbst die blutigen Zusammenstöße der »Kampfjahre«, stießen kaum auf offene Ablehnung. Angehörige der Nachkriegsgeneration werden auf alten Photos sozialdemokratische Reichsbannerangehörige kaum von SA-Männern unterscheiden können. Die Werte der Kaiserzeit, durchdrungen vom preußischen Soldatenethos des absoluten Gehorsams gegenüber der Autorität, waren mit dem Kriegsende 1918 nicht abgetan. Das sinnlose anonyme

Morden hatte manchen ehemaligen Frontsoldaten gegen die Anwendung körperlicher Gewalt völlig abgestumpft. Und die Emotionen waren geschürt durch die beschämende Niederlage Deutschlands mit ihren wirtschaftlichen Folgen.

So ist es nicht verwunderlich, daß niemand laut protestiert, wenn politische Gegner nachts auf der Straße überfallen werden, wenn sie aus dem Bett geholt und verprügelt werden, wenn man ihnen die Fensterscheiben einwirft und sie schließlich öffentlich demütigend zur Schau stellt. Der »Heider Anzeiger«, die lokale Tageszeitung, ist im Jahr 1933 voll von solchen Vorkommnissen. Das Jahr der »Machtergreifung« ist geprägt von Verhaftungen und Gewalttaten und der Bereitwilligkeit von Denunzianten, jede unbedachte Äußerung anzuzeigen.

Als der 16jährige Erwin Rehn 1943 verhaftet wird, ist schon längst nur noch unauffällige Durchschnittlichkeit erlaubt im Alltag des Dritten Reiches. Ein gewaltiger Apparat von Gesinnungsschnüfflern sichert die Machtposition der Nazis. Die Kriegsnot tragen zusätzlich dazu bei, daß Futterneid und Mißgunst die Fähigkeit zum »Mitleiden« auslöschen. Außer den Eltern, die erschüttert sehen, wie ihr blaß und elend aussehender Junge hinter Stacheldraht gehalten wird, bewacht von schwer bewaffneten SS-Männern, ist für jeden Normalbürger jener Kriegsjahre die strenge Behandlung »Gemeinschaftsfremder« eine Selbstverständlichkeit. Ja, man beneidet die Insassen dieses Konzentrationslagers für Jugendliche noch um ihre Essensrationen, von denen man mutmaßt, daß sie die Zuteilungen für brave Bürger - zumindest in papierenen Statistiken - überschreiten.

Erwin Rehns Geschichte findet mit dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes kein glückliches Ende. Er wird bei seiner Rückkehr in die Heimat nicht als Held gefeiert, der sich mit Weitsicht und Mut um ein Ende des braunen Terrors bemüht hat. Im Gegenteil, dem eigenwilligen Idealisten, der auf eine kompromißlose

Abrechnung mit den Anhängern des Unrechtsstaates aus ist, gelingt es, sich zwischen alle Stühle zu setzen. Keine Partei gibt ihm Rückendeckung. Ob absichtlich oder unbewußt, Erwin Rehn fördert unter seinen Mitmenschen im Nachkriegsdeutschland immer wieder zutage, was an undemokratischen Instinkten hinter einer Fassade der Leutseligkeit und politischen Reife verborgen ist. Er ist der lebendige Zeuge einer Zeit, über die man sich am liebsten ausschweigt, und am liebsten würde man mit dem Opfer genauso umgehen wie mit dem Täter: Als es zu Protesten von Rathausbesuchern kommt, wird das Porträt des einstigen NS-Potentaten und Bürgermeisters von Heide, Karl Herwig, stillschweigend aus der Galerie einstiger Heider Stadtoberrhäupter entfernt. Der ehemalige Bürgermeister wird zum alleinigen Sündenbock, den man nur zu gern jenseits der Kreisgrenzen weiß. Die eigenen Erinnerungen an die Zeit der Kameradschaft in SA, SS oder der Wehrmacht hegt man im Stillen, oder am Stammtisch im Kreise Gleichgesinnter. Auf der Ebene der Alltagserfahrung hat nie eine Auseinandersetzung mit der gefährlichen Attraktivität des Faschismus stattgefunden. Der SA-Veteran Engelhard Herwig, dessen Porträt heute noch im Wesselburener Hebbelmuseum hängt, ist für das Niveau der Vergangenheitsbewältigung überall in Deutschland von Flensburg bis Konstanz ein anschauliches Beispiel. Die SA-Uniform des engagierten Förderers dieses Museums wurde nach dem Krieg einfach mit schwarzer Farbe übermalt.

Anderen steht mit achtzehn Jahren die Welt weit offen. Für den schwerkranken Erwin Rehn sind bei Kriegsende die Weichen gestellt. Er wird Zeit seines Lebens abhängig sein von Beamten und Ärzten, die seinen Gesundheitszustand benoten und so über das ihm zustehende Maß an Lebensqualität entscheiden. Seine Akten sind ein genaues Spiegelbild der »Wiedergutmachung«, die die Bundesrepublik den einstigen Vorkämpfern für Freiheit und Demokratie zugesteht. Auch wenn Erwin Rehn später eine

Familie gründet und mehrmals mit Umsicht und Geschick Erwerbsquellen auftut, so ist doch sein ganzes Leben ein Balanceakt am Rande der Normalität, ein Kampf um gesellschaftliche Anerkennung und um seelisches und körperliches Wohlbefinden, in den die kleine Familie ständig einbezogen wird. Die Erfahrungen der Vergangenheit sind für Erwin Rehn in keiner Weise bewältigt. Mit zunehmendem Alter scheinen sie sich sogar stärker in den Vordergrund zu drängen, nicht zuletzt deshalb, weil heutige Zeitgenossen gedankenlos und leichtfertig mit der »Gnade der späten Geburt« umgehen. So ist diese Biographie als Versuch zu sehen, die ohnehin quälend lebendigen Erinnerungen für ein Publikum, das verstehen will, zu formulieren.

Ich möchte hier nicht darauf eingehen, wie schwer mir als Tochter die Rolle der Historikerin gefallen ist: Die Gefahren für eine objektive Berichterstattung sind nur zu offensichtlich. Meine Entdeckungsreise in die Vergangenheit hat mich auf manche Abwege geführt, die geduldiger Leser bedarf: Ich habe mich kaum zu Auslassungen durchringen können, denn diese Arbeit ist die erste schriftliche Auseinandersetzung mit der Heider NS-Vergangenheit.

Es gibt eine ganze Reihe von Personen, denen ich an dieser Stelle für ihre Unterstützung danken möchte. Da sind zunächst einmal alle einstigen und heutigen Heider Bürger, die mir mit ihren Ratschlägen dabei geholfen haben, daß ich in die Vergangenheit dieser Stadt eintauchen konnte. Zutiefst beeindruckt hat mich die Bereitschaft meiner Gesprächspartner in Holland und aus den Reihen einstiger Häftlinge in Moringen, ihre Erinnerungen aufleben zu lassen, trotz der Schmerzhaftigkeit dieser Prozedur. Sehr zu Dank verpflichtet bin ich dem Historiker Michael Hepp, der mir sein umfangreiches Privatarchiv und seine Aufzeichnungen über das Konzentrationslager Moringen bereitwillig zur Verfügung stellte. Der Konstanzer Historiker Dr. Ernst Köhler hat geduldig seine Einwände gegen die vielen Mängel dieser Arbeit formuliert. Danken möchte ich auch Prof. Erhard

Wiehn von der Universität Konstanz und vor allem dem Züricher Volkskundler Prof. Paul Hugger, der voller Engagement den Weg für die erste Veröffentlichung dieser Arbeit geebnet hat. Die Ernst-Strassmann-Stiftung in der Friedrich-Ebert-Stiftung hat die Recherchen für diese Chronik finanziell ermöglicht. Eine ganz wichtige Rolle im Zustandekommen dieser Publikation hatte Wilfried Meßmer, der Satz und Layout besorgte.

Die Weimarer Jahre: Von Kleinbürgern und Chaoten

Eine Dithmarscher Familie

Erwin Rehn wird am 23. Februar 1927 in der Schützenstraße 4 in Heide geboren. Sein Weg ans Licht der Welt ist mit Schwierigkeiten verbunden. Ein Arzt muß geholt werden, und es kommt zur Zangengeburt. Wenn Besuch kommt, wird das ständig schreiende Kind mit seinem Bett in eine Abseite gestellt, bis die Hebamme schließlich den Grund für das Protestgeschrei feststellt: Der üppige Busen von Mutter Elsa Rehn hält nicht, was der Augenschein verspricht; fast wäre der Säugling verhungert, obwohl die Eltern keine Not leiden – jedenfalls nicht mehr als Andere in jener von der Inflation und der Massenarbeitslosigkeit geprägten Zeit.



Das Geburtshaus Erwin Rehns in der Schützenstraße

Der damalige Kassengehilfe Carsten Johann Martin Rehn und die Stenotypistin Elsa Rehn, geborene Prien, waren am 29. September 1923, also dreieinhalb Jahre vor der Geburt ihres einzigen Kindes, nicht unüberlegt in den Ehestand getreten. Beide kann man ohne weiteres als typische Aufsteiger aus dem ländlichen Milieu bezeichnen, die ihren kleinbürgerlichen Status mit umständlichem Bedacht zu erhalten suchen. Beide Eheleute waren zum Zeitpunkt ihrer Heirat berufstätig. Johann Rehn war Angestellter bei der Ortskrankenkasse in Heide, Elsa Rehn arbeitete als Kontoristin bei der Eigeno, der Vorgängerin der Edeka, einer Lebensmitteleinkaufsgenossenschaft.

Die gebürtige Büsumerin stammte aus einer Schmiedefamilie, die nach dem Tod ihres Ernährers – sowohl der Vater als auch der Stiefvater starben früh – mit

schweren wirtschaftlichen Sorgen zu kämpfen hatte. Deshalb verbrachte Elsa einen großen Teil ihrer Kindheit bei ihrer Großmutter, einer Putzmacherin in Hennstedt, die mit ihren bescheidenen Mitteln gern für die Enkelin sorgte. Modisches Auftreten und feine Lebensart müssen für die kleine alte Putzmacherin, die resolut stets für ihren eigenen Lebensunterhalt gesorgt hatte, nicht zu trennen gewesen sein. In der Familie kursiert noch immer die Frage, die sie einmal bei der Lektüre der Zeitungsannoncen gestellt haben soll: »Mahagonisekretär, was ist das für ein feiner Herr?« Die Enkelin Elsa ist von dieser Einstellung nicht unbeeinflusst geblieben. So haben sie extravagante Hüte bis ins hohe Alter hinein begleitet, und ihre Gesprächspartner mußten korrekt gekleidet sein, wenn sie ernstgenommen werden wollten. Ohne Anzug und Krawatte war man in ihren Augen kein »Herr«, sondern ein »Mann«. Die Großmutter, die ihr Leben lang allein für ihren Lebensunterhalt hatte kämpfen müssen - sie hatte sich in ihrer Jugend in einen gutaussehenden jungen Husaren verliebt und von ihm ein Kind bekommen -, sorgte aber auch dafür, daß die Enkelin eine ordentliche Ausbildung erhielt. Eine private Handelsschule in Heide wurde besucht, dann folgte die erste Anstellung bei einem Rechtsanwalt, ebenfalls in Heide. Die gewandte Stenokontoristin fand dann einen Arbeitsplatz im Kaufhaus Böttcher und arbeitete, wie bereits erwähnt, bis zu ihrer Heirat bei der Eigeno. Zu diesem Zeitpunkt war sie 22 Jahre alt. Unter den heiratsfähigen jungen Männern ihrer Generation hatte sich die lebenslustige junge Frau ausgiebig umgesehen. Noch im hohen Alter berichtete Elsa Rehn gerne von den verschiedenen Tanzvergnügungen und anderen Abenteuern ihrer Jugend. Schließlich entschied sie sich für den um 14 Jahre älteren Johann Rehn. Ausschlaggebend für diese Entscheidung waren vermutlich die beruflichen Aufstiegschancen, mit denen der Krankenkassenangestellte in den folgenden Jahren rechnen konnte.

Johann Rehn stammte aus Weddingstedt, einem nördlich von Heide gelegenen Dorf. Sparsame Weddingstedter pflegten den Weg in die Kreisstadt Heide in einem einstündigen Fußmarsch zu bewältigen. Johann Rehn gehörte dazu. In Weddingstedt war sein Vater Besitzer einer alkoholfreien Gaststätte, bewirtschaftete eine Kleinbauernstelle, unterhielt zeitweise eine Schrotniederlage der Schröderschen Mühle aus Schafstedt und mästete bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs Schweine, was der großen Familie - es waren vier Kinder großzuziehen - kurzfristig zu bescheidenem Wohlstand verhalf. Dieser zerrann jedoch im Verlauf der Inflation.

Johann Rehn machte seine Lehre im Polizeibüro der Heider Stadtverwaltung im alten Rathaus, das, an der nordöstlichen Marktseite gelegen, in den sechziger Jahren den Verkehrsplanern zum Opfer fiel. Die Fenster in diesem Gebäude seien so hoch gewesen, daß er habe auf einen Büroschemel steigen müssen, um hinauszusehen, so die für ihn bedeutendste Erinnerung an diese Zeit. Ein Foto im Heider Stadtarchiv zeigt ihn als naseweisen Fenstergucker. Es ist allerdings gestellt: Ein Erinnerungsfoto für alle damaligen Rathausmitarbeiter.

Nach der abgeschlossenen Lehrzeit zeugt der Lebenslauf des jungen Johann Rehn von einer gewissen Unstetigkeit. Ein Jahr verbringt er bei der Ortskrankenkasse in Hamburg, dann wechselt er nach wenigen Monaten bei der Heider Stadtkasse zur Kirchspielschreiberei nach Lunden und arbeitet anschließend vier Jahre lang bei der Westholsteinischen Bank in Heide. Wie nicht wenige seiner Landsleute beschäftigte er sich immer mehr mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern. Ein Begleiter fand sich bald, und so fiel der Weg in die Fremde nicht schwer. Zu Beginn des Jahres 1913 ging die Reise los, nicht ohne Empfehlungsschreiben an den künftigen Arbeitgeber, den ehemaligen Schleswig-Holsteiner Hans Reimer Claussen, dem in Chicago eine Fleischkonservenfabrik gehörte. In der

Familie Claussen soll man vom fleißigen jungen Dithmarscher recht angetan gewesen sein, aber Briefe der Mutter aus der Heimat führten dazu, daß Johann Rehn noch 1914 vor Ausbruch des Krieges nach Deutschland zurückkehrte. Es folgte die übliche Kriegslaufbahn. Einige Stationen waren die Teilnahme am Balkanfeldzug und der Einsatz als Scharfschütze an der Isonzofront. Eine Infektion führte schließlich zur Dienstunfähigkeit und legte den Grund für eine Herzschwäche, an der Johann Rehn bis an sein Lebensende litt. Nach Kriegsende kehrte der ausgemusterte Soldat nach Weddingstedt zurück und nahm eine Stelle bei der Ortskrankenkasse in Heide an.

Um die Verlobungszeit von Johann Rehn und Elsa Prien ranken sich keine Anekdoten. Bekannt ist nur, daß der Hochzeitstermin lange Zeit nicht festgesetzt werden konnte, weil dem Paar eine Wohnung fehlte. Wohnraum im Heide der zwanziger Jahre war knapp. Schließlich wurden in der ehemaligen Kaserne, dem heutigen Kreiskrankenhaus, Notwohnungen eingerichtet, und so fand das junge Paar endlich eine Bleibe. Für die Hochzeitsfeierlichkeiten mußte improvisiert werden. Der Mangel der Nachkriegszeit war immer noch an allen Enden spürbar. Die Inflation war auf ihrem Höhepunkt. Amüsiert erinnert sich viel später die 87jährige Witwe an die vielen Details, die damals bedacht werden mußten:

»Meine Mutter hatte Stoff für das Brautkleid, dafür war also gesorgt. Was fehlte, waren die Schuhe. Wir haben überall gesucht. Schließlich fanden wir ein paar Lackschuhe. Die waren mir aber drei Nummern zu groß. Aber was konnte man tun? Einen Braten organisierten die Weddingstedter. Onkel Hermann brachte mit dem Boot Kaffee aus Helgoland mit. In Büsum angekommen, lief ihm natürlich ein Zöllner über den Weg, und er war drauf und dran, mit dem Paket in den Hafen zu springen. Schließlich hat es dann doch geklappt. Zuletzt kamen noch Freunde, die wir gar nicht erwartet hatten, und machten Musik. Es wurde bis spät in

die Nacht hinein getanzt und gesungen. So hatten wir dann doch eine schöne Hochzeit.«

Die Braut hatte bereits seit Monaten ihren Lohn nur noch in Form von Naturalien erhalten. Sie hatte Zucker, Reis und andere Lebensmittel gehortet, und der neugegründete Haushalt verfügte somit nach ihrer Berechnung über Vorräte für gut eine Woche. Das Paar muß ein gutes Gespür für die Wendungen der Zeitläufe gehabt haben. Einige Wochen nach der Hochzeit, im November 1923, endete die hektische Inflationszeit mit der Einführung der sogenannten Rentenmark.

Langsam richten sich die Rehns ein, wie es sich für eine respektable Beamtenfamilie der Zeit gehört. Fast unverändert hat das Mobiliar, das damals angeschafft wurde, Elsa Rehn ihr Leben lang begleitet. Um den Ausziehtisch im Wohnzimmer konnten an Festtagen bequem 15 Gäste gruppiert werden. Die wuchtige Polstergarnitur mit dem in grauem Plüsch gehaltenen Blumenmuster prägte noch bis in die sechziger Jahre hinein die gute Stube. Bis in das Jahr 1988, dem Todesjahr Elsa Rehns, war es den Holzwürmern nicht gelungen, dem dunkelbraun gebeizten Wohnzimmerbüffet, in dem das Geschirr für besondere Gelegenheiten aufbewahrt wurde, den Garaus zu machen.

Inmitten eines solchen Szenarios bürgerlicher Solidität wird der wenige Monate alte Erwin für das obligate Erinnerungsphoto abgelichtet. Bekleidet mit einem bestickten Hemdchen blickt das Kleinkind mürrisch in die Kamera. Sein Blick läßt allerhand Rückschlüsse auf den Aufwand zu, der dieser Pose vorangegangen sein muß.

Weitere Blicke in das Rehnsche Familienalbum zeigen stets einen ernsten kleinen Jungen und lassen vermuten, daß dem altklugen Einzelkind kaum ein Wunsch verwehrt wird. Da sieht man einmal einen regelrechten Miniatur-Matrosen. Ein anderes Bild zeigt den Jungen als stolzen Besitzer eines chromblitzenden Tretautos vor den Frauen der Familie: Mutter, Großmutter und Urgroßmutter

mütterlicherseits. Bereits das Kleinkind besteht darauf, mit einer Shagpfeife im Mund spazieren gefahren zu werden, weil auch der Vater eine solche besitzt. Nachbarn und Freunde staunen nicht schlecht und amüsieren sich darüber. Der Fünfjährige schließlich macht Schlagzeilen, als er seinen Spielkameraden dazu überredet, mit ihm zusammen die Großmutter in Büsum zu besuchen, um ihr Haus zu streichen. Den Gesprächen der Erwachsenen hatte er entnommen, daß die Kriegerwitwe sich einen Maler nicht leisten konnte, und so wollte er als Helfer in der Not auftreten. Mit Tretroller und Leiterwagen, der mit allerlei Malutensilien beladen war, machen sich die Knirpse auf den 20 Kilometer weiten Weg und werden erst um die Mittagszeit vermißt. Die Mutter hat Washtag und vermutet die beiden beim Spielen im Hof. Erst kurz vor Wöhrden, nach einem Fußmarsch von mehr als zehn Kilometern, holt der Vater, der sich in der Mittagspause mit dem Fahrrad auf die Suche gemacht hatte, die Jungen ein. Die Geschichte endete mit einer Glosse im Lokalanzeiger.

»Meine Mutter litt oft an Rückenschmerzen oder hatte Kopfschmerzen, wogegen sie dann Brackwasser-Algen-Tabletten aus der Hirschapotheke nahm.« Nur wenige Worte gelten der Mutter, wenn Erwin Rehn selbst sich an seine Kinderzeit erinnert. Der Vater hingegen spielt eine wichtige Rolle:

»Von meinem Vater aus hatte ich als Kind jede Freiheit. Ich habe mit vier oder fünf Jahren die Polizeiwache und das örtliche Gefängnis inspiziert und mit meinem gesamten Spargeld - rund 50 Mark - um eine Schießbude und ein Karussell gehandelt. Der Verkauf hat sich dann zerschlagen, weil der Besitzer sich noch nicht aufs Altenteil setzen wollte ... Es wurden viele Ausflüge gemacht in die weitere oder nähere Umgebung. Oftmals fand die Fahrt mit der Bahn statt. Bei diesen Ausflügen war mein Vater immer tätig. Er zeigte mir Tiere und Pflanzen, bastelte im Gehen Flöten aus Weidenzweigen, Schalmeien aus Rohrstengeln oder

Weidenrinde mit Löwenzahnmundstück. Gebastelt wurde auch im Winter oder an Regentagen zu Hause. Mein Vater hatte eine gute handwerkliche Geschicklichkeit. Zu Zeiten, besonders im Sommer, brach bei ihm das ererbte Rehnsche »Kruupschützen« (Wilderer) Blut durch. Wir bauten dann Fallen für Vögel, Dohnenstiege und anderes Gerät, das auch ausprobiert wurde. Einmal bauten wir sogar eine Armbrust, mit der ich in Büsum auf Möwen schoß ... Wir haben gemeinsam Stichlinge geangelt, Krähen- und Drosselnester ausgenommen. Die Eier wurden selbstverständlich gebraten und gegessen. Mein Vater versuchte auch mir zu zeigen, wie man einen Hasen im Lager schlägt. Aber im letzten Moment entkam Meister Lampe immer. Bei der sonstigen Geschicklichkeit meines Vaters muß das wohl mehr Absicht gewesen sein. Wie hätten wir eine eventuelle Beute auch meiner Mutter erklären sollen? Mit zehn Jahren bekam ich ein Fahrrad, das mein Vater aus alten Teilen zusammengebaut hatte. Nun hatten unsere Ausflüge einen größeren Radius. Auch der für Beamte freie Mittwochnachmittag kam hinzu.«

Der Bekanntenkreis der Familie Rehn ist groß. Dazu trägt nicht zuletzt Johann Rehns Tätigkeit bei der Ortskrankenkasse bei. Hier herrscht reger Publikumsverkehr. Heide zählt seit Kriegsende mehr als 10 000 Einwohner. Außerdem gehörte zum Einzugsgebiet der Ortskrankenkasse der gesamte Kreis Norderdithmarschen mit seinen rund 44000 Einwohnern. So kommt es oft dazu, daß Johann Rehn nicht nur rein geschäftlich über den Schreibtisch mit den Versicherten verkehrt sondern daß sich auch manche Beziehung privaterer Art anbahnt. Erwin Rehn schildert das so: »Mein Vater war ein beliebter Mensch. Es kam bei Spaziergängen vor, daß einfache Leute aus dem Volk ihn anhielten, um ein Problem zu erörtern oder auch nur, um nach dem Wohlergehen zu fragen.« Gesellige Zusammenkünfte sind großgeschrieben. Zum engeren Bekanntenkreis der Rehns gehören Handwerker wie der

Polsterer Willi Volkens oder der Malermeister Sachau mit ihren Ehefrauen und der Ingenieur und Heiltherapeut Alfred Thiede. Besonders die lebenslustige Elsa Rehn genießt diese gegenseitigen Besuche, auf deren Häufigkeit eine vielerzählte Familienanekdote hinweist: Allein gelassen, hatte der Sohn eines Abends sämtliche Blumentöpfe von der Fensterbank genommen und alle darin wachsenden Kakteen fein säuberlich entwurzelt und auf den Teppich gelegt. Das war sein Protest gegen die häufige Abwesenheit der Eltern.

Nicht nur ein großer Bekanntenkreis führt weit über die Heider Stadtgrenzen hinweg, auch die Verwandten sind zahlreich. Da ist zunächst einmal die Weddingstedter Verwandschaft. Großmutter Rehn und seinen Onkel Hugo besucht der Junge gern.

»Ab meinem fünften Lebensjahr durfte ich auch allein mit einer Kinderfahrkarte für zehn Reichspfennige nach Weddingstedt fahren. Ich habe häufig Gebrauch davon gemacht ... Mitunter durfte ich auch in Weddingstedt übernachten. Ich schlief dann mit meiner Großmutter in einem Bett, und vor dem Einschlafen erzählte sie mir Hexen- und Gruselgeschichten. Mit ihrem Sohn, meinem Onkel Hugo, fuhr ich mit Pferd und Wagen aufs Feld, und oft hatten wir den Kleinkaliber dabei, um noch inzwischen Vögel zu schießen. Was mein Onkel bedeutend lieber tat als arbeiten – das war aus dem Eifer, mit dem er dabei war, zu schließen.«

Auf der kleinen Bauernstelle in Weddingstedt, auf der die Großmutter Rehn und Sohn Hugo mühsam ihr Leben fristen, denn die wenigen Hektar kargen Bodens geben nicht viel her, ist es für den Enkel aus der Stadt immer interessant. Da ist das Pferd Regine, auf dessen Rücken der Kleine seine ersten Reitversuche macht. Feldmann, der Hund, gehört ebenfalls zum Hof. Von beiden existieren Fotos im Album der Familie. Mit ihren bescheidenen finanziellen Mitteln bietet »Oma Weddingstedt« viel Herzlichkeit. Der Enkel erinnert sich noch heute an den mit Teigpuppen geschmückten

Weihnachtsbaum, den er beim Familienbesuch am ersten Weihnachtsfeiertag bestaunen kann. Die etwa handtellergroßen Puppen, die mit Lebensmittelfarben angemalt wurden, gehörten bereits in jenen Jahren zu den traditionellen Dithmarscher Spezialitäten, die nicht mehr oft zu sehen waren. Die Großmutter in Weddingstedt ist es auch, die dafür sorgt, daß der Enkel Erwin genannt wird, denn, so ihr Argument, die vielen Johann Martin Rehns der vergangenen Generationen hätten in ihrem Leben nicht viel Glück gehabt. Oma Weddingstedt, Alwine Rehn, geborene Ploog, stirbt hochbetagt im Juli 1944. Die 93jährige soll noch bis zum ihrem Tod sehnsüchtig auf die Rückkehr ihres geliebten Enkels aus dem Konzentrationslager gewartet haben.

Mery, eine der Schwestern Johann Rehns, hat nach Hamburg geheiratet. Ihr Mann, Franz Leppert, ist Kommissar auf der Davidswache. Die Besuche bei der quirligen Familie, in der drei Töchter und ein Sohn aufwachsen, fallen in der Regel kurz aus, denn die Wohnung ist klein. Trotzdem ist durch diese Verwandten die Großstadt Hamburg in greifbare Nähe gerückt. Schon als kleiner Junge lernt Erwin Rehn an der Hand seines Vaters die Hafenstadt gründlich kennen.

Das Nordseeheilbad Büsum, wie sich der Ort selbstbewußt nennt, wird von den Heidern vor allem in den Sommerferien besucht. In Büsum ist Elsa Rehn zu Hause. Hier hat sie ihre Kinderzeit verbracht. Die Geschwister leben im Ort. Aber auch Johann Rehn hat hier zahlreiche Verwandte.

Am Alltag der Büsumer, deren Haupteinverdienungsquelle der Tourismus ist, scheint das Heider Ehepaar kaum teilgenommen zu haben. Ein Foto zeigt die beiden in der Pose der städtischen Sommerfrischler im Strandkorb. Gellangweilt steht der Sohn zwischen den Eltern, denn das Strandleben in Büsum interessiert ihn nicht.







Das Haus der Großeltern väterlichseits in Weddingstedt (oben). Karl Rehn links ist eines der Vorbilder des kleinen »Schipper Rehn«. Die Pose des Sommerfrischlers in der Obhut der Eltern gefällt dem Heider Jungen überhaupt nicht.

Begeistert nimmt der Junge alles auf, was Onkel Ferdinand, Onkel Karl und Onkel Hans zu bieten haben. Einem geregelten Broterwerb geht keiner der Büsumer Rehns nach. Der wohl situierte Bauunternehmer und Kohlenhändler Otto Rehn ist die einzige Ausnahme. Alle anderen leben von dem, was die See im Verlauf des Jahres zu bieten hat. Im Sommer unternimmt man mit den Kurgästen im eigenen Boot »Stundenfahrten in See«. Man begleitet Jäger zur Wattjagd oder geht selbst auf die Pirsch, man kennt jede Sandbank, auf die sich die Wildenten zur Mauser zurückziehen und wo die Seehunde lagern. Ferdinand Rehn, der Seehundjäger, verkauft den aus den Tieren gekochten

Tran an einen Heider Händler, bei dem sich wiederum die Bauern mit dem begehrten Lederpflegemittel eindecken.

Auf Büsumer Festen darf der vielseitige Ferdinand nicht fehlen. Er spielt die Trompete in einer Schar von Musikanten, die auch die Wattenpolonaise begleiten, ein Spezialvergnügen für die Sommergäste, denen der Marsch durch den feuchten Schlick als gesundheitsfördernd verschrieben ist. Erwin Rehn erinnert sich:

»Wenn bei Umzügen die Kapelle auftauchte, stießen wir uns an und sagten: Kiek, doar kummt Unkel Fernand mit den krummen Finger! (Schau, da kommt Onkel Ferdinand mit seinem krummen Finger). Dessen Band hatte überhaupt eine lustige Besetzung: Theo Thiessen, der Milchmann, genannt Tetje Dick (was er auch war), mit der großen Trommel, Milchmann Richard Rowedder mit dem Baritonhorn, der lange, hagere Malermeister und Photograph Bernhard Busch mit der Klarinette. Ihn nannte man Jumbo. Dann war da noch der Sohn des Strandkorbvermieters Lehmann mit der kleinen Trommel. Er hatte ein verkürztes Bein. Bei Umzügen und bei der Wattenpolonaise geriet er aufgrund seines Leidens oft aus dem Takt und verlor die Verbindung zu seinen Kollegen. Dann fing er an, schneller zu hinken und auch schneller zu trommeln, bis er seine Mitmusikanten eingeholt hatte. So fand er den Anschluß und den normalen Takt wieder.«

Ferdinands Ehefrau Alwine ist Hebamme. Ihre Einkünfte verbessern das schmale und unregelmäßige Budget der Familie beträchtlich.

Begeistert folgt der kleine Heider den Erzählungen vom Hedwigenkoog, der Heimat seines Großvaters väterlicherseits. Aus der Zeit im Koog werden in Büsum immer noch viele Geschichten erzählt. Die Rehns als Hirten und Tagelöhner wohnten seit Entstehen des Kooges hinter dem Deich und führten dort ein rauhes, aber zugleich ungebundenes Leben, das der sogenannte Arm des Gesetzes kaum erreichte. Für die Wattjagd gab es keine